

5 Fragen an...

Prof. Dr. Thomas Elbert

Prof. Dr. Thomas Elbert ist Professor für Klinische Psychologie und Verhaltensneurowissenschaften an der Universität Konstanz. In seiner Forschung befasst er sich unter anderem mit der Selbstregulation des Gehirns, mit Plastizität und deren Beziehung zu Verhalten und Psychopathologie. Zudem beschäftigt er sich mit der Psychobiologie menschlicher Gewalt- und Tötungsbereitschaft sowie mit den Konsequenzen von traumatischem Stress und dessen Behandlung – auch und vor allem bei Überlebenden von organisierter Gewalt, Folter, Krieg, Vergewaltigung und Kindesmissbrauch.

Herr Professor Elbert, Sie haben in verschiedenen Kriegs- und Krisenregionen – vor allem in Ostafrika – Feldstudien und Befragungen durchgeführt. Dabei haben Sie nicht nur mit den Opfern, sondern auch mit den Tätern gesprochen. Was war das Ziel dieser Befragungen?

Nach vielen Einsätzen in den verschiedensten Krisengebieten der Welt sehen wir, dass es zum Verständnis der Vorgänge nicht ausreicht, mit Opfern von organisierter Gewalt zu sprechen. Forschungen zum Thema Gewaltexzesse müssen auch Täter einbeziehen, ergründen, was Gewalt- und Tötungsbereitschaft des Menschen motiviert, was Gewalt hervorruft, warum aggressives und kompetitives Verhalten auch Spaß machen kann.

Ehemalige Kindersoldaten bzw. Kombattanten erzählten uns ihre Geschichten, berichteten von ihren Traumatisierungen, aber auch von den unglaublichen Gräueltaten, die sie anderen angetan hatten. Und immer wieder beobachteten wir dabei, dass die Burschen und Männer das Ausüben von Gewalt als lustvoll beschrieben, ja sich sogar danach sehnten.

Für die meisten Menschen in unserem Kulturkreis ist es schwierig bis unmöglich, sich in diese andere Realität der Krisengebiete, in die Erfahrung von Kampf und Krieg hineinzusetzen. Diese von Grausamkeiten geprägte Welt, mit der wir Europäer keine direkte Berührung mehr haben, erscheint uns fremd und widerwärtig. Die Gewaltexzesse sind schockierend, unglaublich. Dennoch: Wir haben mit ehemaligen Kombattanten aus dem Kongo gesprochen, mit Kämpfern in Somalia und Afghanistan, mit Genozidtätern, aber auch mit Weltkriegsveteranen in Deutschland. Und wir stellen fest: Grausamkeiten beobachten wir in allen Kriegsszenarien – wo auch immer sie sich abspielen. Wie konkret sie ausgelebt werden, ist sicher kulturell überformt. Wenn beispielsweise jemand im Kongo schon immer Affen jagt und sie anschließend grillt und bedingt durch einen Krieg zum Menschenjäger wird, dann ist der Schritt, eine gegrillte Menschenhand zu verzehren, nicht mehr groß. In anderen Kulturen gibt es diesen Exzess seltener. Dennoch scheint das grundlegende Muster – die Jagd auf Menschen – universell zu sein.

Hat also jeder Mensch das Potenzial gewalttätig zu werden? Gehört Gewalt zum Menschsein?

Ja, Gewalt gehört zum Verhaltensrepertoire des Menschen. Wir sind biologisch vorbereitet, Jäger zu sein – auch auf andere Menschen. In diesem Sinne unterscheiden wir uns von räuberischen Tieren, die eine angeborene intraspezifische Tötungshemmung haben. Ein Hund beißt, auch wenn ihm das nicht beigebracht wurde, keinen anderen Hund tot. Der Mensch verfügt über keine derartige angeborene Hemmung. In allen Gesellschaften und Kulturen beschränken Menschen Gewalt mit Hilfe von Restriktionen und moralischen Vorgaben. Jede Kultur regelt den Umgang mit aggressivem Verhalten, gibt vor, wann was erlaubt ist. Das wäre nicht notwendig, wenn es nicht im Menschen die Bereitschaft zur Gewalt gäbe. Dann müssten wir auch nicht schon im Kindergarten den

Kindern beibringen, ihre Aggressionen zu kontrollieren. Von klein auf lernen und verinnerlichen wir bereitwillig moralische Regeln und Fairplay. Und leben Aggressionen auf Gebieten aus, die unsere Kultur erlaubt: Im sportlichen Wettkampf beispielsweise oder im aggressiven Computerspiel. Auf Grundlage unserer Studien in Krisengebieten können wir sagen, dass ein Großteil der Männer eine Bereitschaft zur Ausübung von Gewalt zeigt. In Ruanda beispielsweise beteiligten sich in bestimmten Landstrichen 80 bis 90 Prozent der Männer an organisierten Tötungsdelikten. Im Nachhinein beschrieben Beteiligte diese als ein regelrechtes Volksfest, ein unerwartetes Vergnügen. Um eine derartige Welle der Gewalt zu ermöglichen, müssen keineswegs alle im Laufe des Lebens erlernten Barrieren eingerissen werden. Vielmehr erfolgt eine Entmenschlichung der anderen: Der Gegner wird zum Unmensch, Ungläubigen oder Verbrecher erklärt, zur Gefahr, die ausgeradiert werden muss. Alleine die subtile Wortwahl, ob ich jemanden als Föderalisten, Separatisten oder Terroristen bezeichne, hat einen Einfluss darauf, ob ich in der Lage bin, ihm Gewalt anzutun. Zusätzlich erleichternd wirkt das Agieren in der Gruppe: Denn die Bösen, das sind die anderen. Schließlich entsteht sogar fast eine Art Glücksgefühl für die am Kampf Beteiligten.

Die Gewalt wird also sehr positiv erlebt.

Gewaltausübung scheint Menschen zu verändern und zunehmend zu faszinieren. Das sehen wir in Jugendgangs, aber auch in verschiedenen Kriegsszenarien. Wenn Menschen im Krieg an Tötungen beteiligt sind, ist das zunächst extrem belastend. Durch wiederholte Kampfhandlungen und ein fortgesetztes Relativieren der moralischen Hemmungen, verliert sich dies jedoch. Das kann bis zu einem Blutausch führen. Wir haben mit vielen jungen Kämpfern gesprochen, die nicht nur vom Töten fasziniert sind, sondern es geradezu als Bedürfnis beschreiben. Die sich danach sehnen, wieder raus zu können und dabei zu sein, mitzumachen, andere Menschen zu quälen. Ähnliches berichten auch Hooligans. Der englische Hooligan Dany Brown beispielsweise schreibt in seinem Buch „Villains“: „Es ist falsch, uns in Gefängnisse zu stecken, denn wir gehören in die Rehabilitation wie Drogenkranke: Wir sind süchtig nach Gewalt.“ Ist Gewalt einmal angestoßen, scheint sie nur schwer wieder einzudämmen zu sein.

Wenn wir nun den Blick auf unsere Gesellschaft richten, sind ja aber doch manche Menschen eher gewalttätig als andere – obwohl ja die kulturelle Norm die gleiche ist. Wie kommt es dazu?

Verschiedenste Faktoren spielen dabei eine Rolle. Ganz klar zeigen die Daten, dass eigene Gewalterfahrungen in Kindheit und Jugend sehr viel Varianz aufklären. Wenn ein Kind geschlagen, misshandelt und anderen Formen von Belastungen und Gewalt – wie etwa Vernachlässigung und einer fehlenden Bindung – ausgesetzt wird, dann ist die Wahrscheinlichkeit groß, dass seine Gewaltbereitschaft zunimmt. Moralische Schwellen werden nicht richtig gesetzt, Verhalten an gewaltbereiten Modellen erlernt. Woher soll ein Kind bestimmte Regeln des Zusammenlebens lernen, wenn das entsprechende Vorbild fehlt? Kinder mit Gewalterfahrungen zeigen zudem Beeinträchtigungen der geistigen und emotionalen Entwicklung. Sie haben ihre Aggressionen schlechter im Griff und werden generell schneller aggressiv und fühlen sich eher bedroht.

Bewaffnete kriegerische Gruppen machen sich diesen Umstand zunutze: Nicht selten überfallen sie Dörfer und nehmen die Kinder mit. Diese werden dann so lange misshandelt und gequält, bis sie bereit sind, jemanden aus ihrem Dorf zu töten. Dann können sie nicht mehr zurück und haben ihre Tötungshemmung überwunden. Kinder, die so unter Qualen dazu getrieben werden, andere Menschen zu töten, werden später die grausamsten Kämpfer. Auf unsere Gesellschaft heruntergebrochen: Wenn ein Kind öfter die Erfahrung macht, dass Gewalt eine erfolgreiche Strategie darstellt, die eigenen Ziele zu erreichen, dann wird diese so schnell nicht wieder aufgegeben. Vor allem, wenn das Kind keine wirklichen Alternativen kennengelernt hat.

Beobachten Sie einen Unterschied zwischen Männern und Frauen, wenn es um die Ausübung von Gewalt geht?

Wir wissen, dass es auf jeden Fall auch Kämpferinnen und grausame Frauen gibt, die sich in ihrem aggressiven Verhalten nicht groß von den schlimmsten Männern unterscheiden. Allerdings ist es meistens so, dass Frauen die Opfer von Gewalt sind. Dass sie verschleppt, missbraucht und versklavt werden. Durch die unterschiedlichen Kraftverhältnisse zwischen Mann und Frau ist das traditionell vielleicht auch wahrscheinlicher. Wiederum bieten die derzeit erhältlichen Waffen ganz neue Möglichkeiten: Mit Maschinenpistolen, die selbst ein Kind tragen kann, können Kinder und natürlich auch Frauen zu mächtigen Kriegerern gemacht werden. Aber, wie gesagt, das beobachten wir eher selten.

Frauen sind in ihrer Gewaltausübung generell eher reaktiv. Sie verteidigen sich und ihre Familie gegen Bedrohungen – etwas, was wir als „erleichternde Aggression“ bezeichnen würden. „Appetitive Aggressionen“, die durch Lust entstehen, eben weil es Spaß macht, zu jagen, zu quälen und zu töten, sind bei Frauen seltener zu beobachten. Das scheint eher bei Männern aufzutreten – was sich letztendlich auch in den Kriminalstatistiken zeigt.

Zu einem großen Teil sind diese Verhaltensunterschiede sicher auf die Sozialisation zurückzuführen. Es gibt aber auch Theorien, die besagen, dass Geschlechtshormone wie Testosteron einen entscheidenden Einfluss haben. In einer Untersuchung wurde der Testosteron-Gehalt des Fruchtwassers vor der Geburt in Verbindung gebracht mit dem Spielverhalten im Alter von acht Jahren. Es zeigte sich: Je mehr Testosteron, desto eher spielten die Kinder aggressive Spiele wie Räuber und Gendarm oder Indianer und Cowboy; und umso weniger wurden Versorgungsspiele gespielt. Dieser Zusammenhang bestand bei Jungen und bei Mädchen, obwohl letztere natürlich insgesamt eher am unteren Ende der Testosteron-Skala standen. Es ist also wahrscheinlich ein Zusammenspiel von Biologie und Umwelt, das die Verhaltensunterschiede bedingt. Ich erinnere mich: Als ich meiner Tochter einen Bagger schenkte, hat sie ihm ein Bettchen gebaut. Mein Sohn wäre auf diese Idee nicht gekommen. Damals glaubte ich fälschlicherweise, dass dies nur kulturell bedingt sei.

Ein Großteil der Menschen hierzulande würde sicher sagen, dass sie Gewalt ablehnen. Dennoch konsumieren wir Krimis und brutale Filme. Und auch Kinder spielen Gewalt nach. Anscheinend gibt es eine gewisse Faszination für Gewalt. Ist das etwas, das wir gar nicht verneinen können?

Selbst Menschen, die Gewalt verabscheuen, sind doch irgendwie auch von ihr fasziniert. Und natürlich ist das passive Konsumieren von Gewalt, das reine Beobachten etwas völlig anderes als die Ausübung. Interessant sind Darstellungen ausgelebter Aggressionen für uns wahrscheinlich in zweierlei Hinsicht: Einerseits wollen wir daraus lernen. Wir wollen Gefahren sehen und erkennen und wissen, wie mit ihnen umzugehen ist. Wir wollen uns an Bedrohungen gewöhnen, um sie zu reduzieren. Andererseits gibt es schlichtweg eine Faszination für Gewalt. Diese wirkt – vor allem auf Männer – anregend, stimulierend. Die Filmindustrie und vor allem auch die Hersteller von Computerspielen verdienen Milliarden damit. Diese Faszination scheint dem Menschen in die Wiege gelegt zu sein.

Das klingt nicht gerade ermutigend.

Bei all den Dingen, die ich in den Gesprächen mit ehemaligen Kombattanten, mit ehemaligen Kämpfern höre, ist es schwer, nicht entmutigt und völlig zynisch zu werden, nicht an der Menschheit zu zweifeln. Massaker, Vergewaltigungen, Hass, Gewalt und so viel Leid. Aber dann denke ich doch, dass wir Menschen in der Lage sind, friedlich miteinander zu leben. Ich glaube daran, dass das möglich ist. In innereuropäischen Konflikten sind wir ja schon ziemlich weit gekommen.